

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gneuse

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Wachdruck aller Kreise verboten

Nummer 33

Sonntag, den 13. August 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 13. Aug.: Cassianus; Montag, 14. Aug.: Eusebius; Dienstag, 15. Aug.: Maria Himmelfahrt; Mittwoch, 16. Aug.: Rochus; Donnerstag, 17. Aug.: Emilie; Freitag, 18. Aug.: Helena; Samstag, 19. Aug.: Sebaldus.

9. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 19, 41—47.

In jener Zeit, da Jesus Jerusalem näher kam und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkanntst, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmeitern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast. Und als er in den Tempel kam, fing er an, die Häuser und Verkäufer, die darin waren, hinauszutreiben, und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Hühnerhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.

*

Das Bild, das uns die Apostelgeschichte von der Kirche gibt, ist zwar auf einen engen Rahmen gespannt, aber es läßt doch in überausdeutlicher Weise die Züge dessen erkennen, den es darstellt. Nehmen wir aber den Rahmen aus, mit anderen Worten, gehen wir über den Zeitabschnitt der Ap. Gesch. hinaus u. umfassen etwa die Zeit bis zum Jahre 250, da gewinnt das Bild ungemein an Reichhaltigkeit, Frische u. Lebendigkeit und mit Stämmen geladener wir, wie unsere Kirche sich immer mehr ausbreitet als das, was sie nach dem Willen ihres Stifteres sein sollte, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Beglückung der Völker der Erde.

An der Spitze der Leitung der Kirche steht der Papst, der Nachfolger des hl. Petrus. Er wohnt aber nicht mehr in Jerusalem, sondern in Rom. Schon Petrus hat seine Residenz bald von Jerusalem nach der Hauptstadt des römischen Weltreiches verlegt, offenbar auf Weisung vom Himmel her. Man könnte hier fragen, warum der Mittelpunkt des Christentums nicht in Jerusalem gelassen worden ist, der Wiege und dem Ausgangspunkte der neuen Religion, Jerusalem als Stützpunkt des Judentums, konnte nicht wohl zu gleicher Zeit die Zentrale des Christentums sein. Namentlich die Judenten mußten auch äußerlich schon inne werden, daß das Geheiß des alten Bundes und sein Gottesdienst im Tempel zu Jerusalem seine innere Berechtigung verloren hatte und daß nunmehr das unblutige Opfer des neuen Bundes von Gott gewollt sei. Es dauerte auch nicht lange, da erschienen die Römer, als die Vollstrecker der göttlichen Absichten, und zerstörten, wie es der Herr vorausgesagt hatte, von Grund aus die Stadt und den Tempel (im Jahre 70). Damit war Jerusalem als Mittelpunkt der wahren Religion ausgeschaltet und die Richtung nach Rom von selber gegeben. Im Jahre 42 war Petrus nach Rom gekommen und regierte von hier aus die Kirche, ohne jedoch ständig dort anwesend zu sein. 25 Jahre, bis zu seinem im Jahre 67 erfolgten blutigen Tode, stand er an der Spitze der Kirche.

Rom war gleichsam von selbst die Hauptstadt der christlichen Welt geworden. Es konnte

eine andere Stadt kaum in Frage kommen. So wie das gewaltige Römerreich als die Grundlage des Christentums von Gott gewollt war, so auch die Hauptstadt dieses Reiches als die Hauptstadt der Weltreligion. Von Rom aus drangen römische Rechts- und Verwaltungsgrundsätze und Einrichtungen wie die Strahlen der Sonne nach allen Richtungen des Reiches. Rom war der Pulschlag der damaligen Welt, Bildung, Besitz, Macht, Einfluß, Reichtum, alles strömte nach Rom und ging wieder von dort hinaus in die Provinzen und in alle Kolonien. Alle diese Umstände kamen dem Christentum zugute und sind seiner raschen Verbreitung im höchsten Grade förderlich gewesen. So erklärt sich denn auch, daß in Rom schon ziemlich frühzeitig eine starke Christengemeinde bestand, so stark, daß sie bereits Anfang, die Aufmerksamkeit der römischen Behörden auf sich zu lenken. Die Geliebte des Kaisers Nero, die sittenlose Jüdin Poppaea Sabina, die in dem heiligmäßigen Leben der römischen Christen einen fortwährenden Vorwurf für ihre Ausschweifungen sah, veranlaßte den Kaiser, mit blutiger Strenge gegen die Christen einzuschreiten. Es begann die erste Christenverfolgung, die von 64 bis 68 währte. Die vornehmsten Opfer dieser Verfolgung waren die beiden Apostelskinder Petrus und Paulus, die am gleichen Tage hingerichtet wurden.

Die nächsten Nachfolger des hl. Petrus wurden, wie das in der Natur der Sache lag, aus dem römischen Klerus genommen, zumal hier auch die meisten Priester beheimatet waren. Papst Kornelius (251—53) spricht von einer „unermesslichen Zahl“ römischer Christen, die von 46 Priestern und ungefähr 100 anderen Klerikern pastoriert werden. Und der römische Schriftsteller Tacitus bezeugt, daß unter Nero eine „gewaltige Menge von Christen“ gestorben seien. Eine Menge, die von 46 Priestern pastoriert wird, muß doch schon zahlreich sein, auch wenn man das heutige Zahlenverhältnis zwischen Volk und Geistlichen nicht zugrunde legt.

Unter dem geistlichen Stande werden drei Unterschiede gemacht, Bischof, Priester, Diakon. Der Bischof erscheint als der eigentliche Vorstand der Gemeinde, als ihr Führer und Seelsorger, als Verwalter des Kultus und Aussprecher der Sacramente und als Vertreter der Gemeinde nach außen. Die Priester bilden seinen Rat, seine Gehilfen in der Seelsorge. Die Diakonen bilden die dritte Stufe im Klerus. Sie wurden, wie wir das vorige Mal gesehen haben, als eigener Stand eingerichtet, damit sie den Dienst bei Tische bei der Speisung der Armen versehen sollten. Mit der Zeit erweiterten sich ihre Rechte und Funktionen, namentlich wurden sie beim Gottesdienste verwendet. Im Laufe des zweiten Jahrhunderts bildeten sich mit dem Wachstum der Gemeinden weitere Abteilungen des Klerus, die Subdiakonen und die sogenannten vier niederen Weihen mit genau festgelegten Pflichten, wie sie sich aus der damaligen Seelsorge und den Umständen des Gottesdienstes ergaben.

Hier müssen wir wieder die Frage beantworten: Wie verhielt es sich in dieser Periode mit der Anerkennung des römischen Bischofs als des Oberhauptes der Kirche? Die Prottestanten als die heftigsten Gegner der päpstlichen Obergewalt behaupten nämlich, in diesem Zeitabschnitte seien keine Anzeichen dafür vorhanden, daß die Christen in allen Teilen des römischen Reiches im Bischof von Rom ihren obersten Hirten und den Nachfolger des hl. Petrus erblickt hätten. Erst später habe der römische Bischof diesen Vorrang zu erschleichen und sich anzumessen ver-

standen. Es ist selbstverständlich, daß in der damaligen Zeit der Papst in Rom nur in bescheidenem Maße Gelegenheit hatte, seinen Vorrang geltend zu machen. Der Geschäftskreis der Kirche war noch wenig ausgedehnt. Dazu kommt, daß der apostolische Geist und die apostolischen Ueberlieferungen, der erste Eifer und das Beispiel der Märtyrer so mächtig wirkten, daß ein außerordentliches Eingreifen nicht nötig war. Gleichwohl haben wir aus der fraglichen Zeit hinreichende Dokumente und Tatsachen, die den Vorrang des römischen Bischofs in durchaus einwandfreier Weise dartun.

Das älteste Zeugnis ist der Brief des hl. Clemens, des dritten Nachfolgers des hl. Petrus, an die Korinther. Er führte den Stab Petri von 88—97. In der Christengemeinde zu Korinth waren Wirren ausgebrochen; einige jüngere Mitglieder der Gemeinde hatten sich gegen die Vorsteher und Priester erhoben und sie aus ihrer Stellung verdrängt. Als die römische Gemeinde davon Kenntnis erhielt, richtete Clemens ein Schreiben nach Korinth und erinnerte in gewaltiger Sprache die Christen an ihre Pflicht. Unter Berufung auf die Ueberlieferung eines Petrus und des menschlichen Leibes, sowie auf die alttestamentliche geistliche Rangordnung fordert er Unterordnung unter die von den Aposteln oder ihren Nachfolgern eingesetzten kirchlichen Vorsteher. Dieses Eingreifen des römischen Bischofs in eine auswärtige Gemeindeangelegenheit ist um so bedeutungsvoller, als der Apostel Johannes damals noch lebte und deshalb den Vorrang des Alters vor dem Bischof von Rom besaß. Bemerkenswert ist ferner, daß der römische Bischof von den Korinthern nicht angegangen wurde, sondern daß dieser eingriff, sobald die dortigen Wirren zu seiner Kenntnis gelangt waren. Wir hören aber nirgends, daß die Korinther deswegen opponiert oder die Autorität des Johannes in Ephesus angerufen hätten. Sie müssen also im Bischof von Rom die oberste Leitung der Kirche gesehen haben, gegen die es keine Berufung mehr gab.

Ein weiteres Zeugnis für den Vorrang des römischen Bischofs besitzen wir vom hl. Ignatius. Ignatius, der dritte Bischof von Antiochien (Petrus, Evodius, Ignatius), wurde zur Zeit des Kaisers Trajan von Syrien nach Rom geschleppt und in der Arena von wilden Tieren zerrissen im Jahre 107. Auf der Reise nach Rom schrieb der Heilige sieben Briefe, darunter einen an die Römer, worin er sie ermahnt, doch nicht beim Kaiser Schritte zu seiner Befreiung zu tun. Dieser Brief nennt die römische Christengemeinde „die Vorsteherin des Liebesbundes“, d. h. der Gesamtkirche, und erkennt also damit das Vorrangrecht der römischen Gemeinde mit ihrem Oberhirten an. Die sieben Briefe des Ignatius sind auch deswegen bemerkenswert, weil sie an der Spitze der Gemeinden Einzelbischofe voraussetzen und diese Einrichtung als selbstverständlich ansehen, von mehreren gleichberechtigten Vorstehern, wie der Prottestantismus will, also nichts zu kennen scheinen.

Bps.

Die heilige Helena — groß in Kreuzesliebe

(18. August.)

Von mir aber sei fern, mich zu rühmen, außer in dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi! (Gal. 6, 14.)

Von der Frau ging nicht nur die Anregung zur ersten Sünde aus, die Frau war mit ihrem weichen, liebevollen Herzen in alter und neuer

Zeit die Anregerin oft echt christlicher Einrichtungen, die den weitesten Kreisen Trost, Erhebung und Stärke zutrug. Und wenn heute an tausend stillen Plätzen das Kreuzbild so mächtig zu uns spricht, dann denkt vielleicht kaum einer daran, daß eine Frauenhand dieses hl. Zeichens zuerst erhob. Die Kirche hat es nicht vergessen und feiert jedes Jahr wieder das Fest der großen Kreuzesverehrerin Helena.

Die Heilige entsamte einem unscheinbaren Geschlechte von Drepanum in Bithynien (Klein-Asien). Von ihrer Jugend weiß man nichts. Der hl. Ambrosius erzählt, daß Constantius Chlorus, ein hervorragender Offizier im römischen Heere, sie als Gastwirtin kennen lernte, und von ihrer Schönheit und Lebenswürdigkeit eingenommen, sie trotz allen Standesunterschiedes zur Gattin nahm. Als solche wurde sie 274 die Mutter Konstantins, des nachmaligen ersten christlichen Kaisers.

Als Constantinus 292 von dem Kaiser Maximian zum Mitkaiser erhoben wurde, entließ er notgedrungen Helena und nahm die Tochter Maximians, Theodora, zum Weibe.

Helena trug diesen jähen Umschlag des Glückes mit großer Ergebung, ihren ganzen und vollen Trost fand sie in der Erziehung ihres hoffnungsvollen Sohnes Konstantin.

Ihre Prüfung sollte nicht zu lange dauern. 305 legte Kaiser Diokletian die Krone nieder und zwang auch Maximian, das Gleiche zu tun. So wurde Constantius Kaiser des Abendlandes. Er regierte kaum ein Jahr, bestimmte aber noch vor dem Tode seinen und Helens Sohn zum Nachfolger.

Konstantin, der in Trier seine Residenz aufschlug, hing mit garter Liebe an seiner Mutter, er erhob sie zur Augusta (Kaiserlichen Hoheit) und wies ihr einen eigenen Palast an, aus dem später der jetzige Dom erwachsen sein soll. Sie erhielt sogar das Münzrecht; ihre Münzen tragen den Namen: Flavia Julia Helena.

Nachdem Konstantin seinen Nebenbuhler, den grausamen Maxentius, vor Rom in einer dreitägigen Schlacht besiegt hatte — diesen Sieg schrieb er dem Christengotte zu, dessen Zeichen ihm vor der Schlacht erschienen war — erklärte er durch das bekannte Mailänder Edikt das Christentum für frei. Er selbst verschob zwar noch den Empfang der Taufe; seine Mutter, deren edles Herz schon längst nicht mehr vom Bohn des Heidentums bestritten war, empfing wohl 313 dies hl. Sakrament. Mit ganzer Seele war Helena Christin, ein damaliger Geschichtsschreiber sagt, sie sei so fromm und gottesfürchtig gewesen, daß man hätte glauben sollen, sie sei von unserem Heilande selbst unterrichtet worden.

Konstantin verlegte nach dem Siege über Maxentius seine Residenz von Trier nach Rom; die Mutter mußte ihm dahin folgen. Helena war am kaiserlichen Hofe die treue, uneigennütige Förderin alles dessen, was das Christentum fördern konnte. Den Armen war sie wahrhaft Mutter, durch ihr Beispiel — sie wohnte nämlich unter dem gewöhnlichen Volke dem Gottesdienste bei — wirkte sie nach allen Seiten wie ein Apostel. In allen Provinzen des Reiches unterstützte sie durch die vom Sohne reichlich gewährten Mittel die Interessen der jung aufstrebenden Kirche. In Trier, Bonn, Köln und Kanten sollen durch ihre Unterstützung herrliche Gotteshäuser entstanden sein.

Das Feld für die Werke glühender Gottes- und Nächstenliebe wurde fast unendlich groß, als Konstantin nach Bestiegung des letzten Gegners Alleinherrscher des ganzen Römerreiches geworden war. Seine hl. Mutter füllte sich jetzt erst recht als Mutter aller Nothleidenden und Förderin aller Edelwerke.

Konstantin hatte schon auf dem Konzil zu Nicäa dem Bischofe Makarius von Jerusalem den Auftrag erteilt, die heiligen Stätten würdig auszuscheiden. Helena erbat sich vom Sohne die Genehmigung dieses schönen Werkes sein zu dürfen. Mit Freuden gewährte der Sohn der geliebten Mutter mit der Erlaubnis zugleich die reichsten Mittel.

Ein Bedanke stand bei all diesen Unternehmungen im Vordergrund: Das Kreuz, woran der Heiland gestorben, mußte aufgefunden und herrlich erhöht werden. Sie ließ auf Kalvaria

graben, embedte so die Grabeshöhle und nicht weit davon drei Kreuze und zugleich die Kreuzesnägeln samt der Inschrift. Da man das Kreuz Christi nicht ohne weiteres erkennen konnte, ließ Helena auf den Rat des Bischofs Makarius die Kreuze zu einer Kranken bringen. Als man der das Brücke auflegte, erhob sie sich gesund vom Lager. Dies Wunder berichteten die Ältesten Zeugen, die der Zeit ganz nahestanden.

Die Heilige ließ nun die Greuel des Heidentums, die vor allem Kaiser Hadrian an heiliger Stätte errichtet, hinwegschaffen und auf Kalvaria eine prachtvolle Kirche bauen, die erst nach ihrem Tode vollendet wurde, dann aber als ein Wunderwerk der Baukunst galt. Auch an der Geburtsstätte des Heilandes und am Orte seiner Himmelfahrt erhoben sich durch die Arbeit und Mittel der Heiligen prachtvolle Gotteshäuser.

Als achte Kreuzesfreundin arbeitete St. Helena nicht nur an äußeren Werken des Glaubens, sie vergaß darob keineswegs die Ausbildung der eigenen Seele. Sie besuchte in tiefer Andacht und Demut alle Stätten, die des Welterslösers Fuß betreten. Dabei gab sie sich aber auch ganz den Werken christlicher Barmherzigkeit hin. Gefangenen gab sie die Freiheit, Armen half sie durch reiche Spenden und den Kranken diente sie gleich den Mägden des Spitals in eigener Person.

327 kehrte sie zu ihrem Sohne zurück, der damals wohl in Nikomedien residierte, von wo aus er den Bau der neuen Hauptstadt Konstantinopel leitete. Hier starb wahrscheinlich auch Helena in den Armen ihres dankbaren Sohnes. Wann, ist nicht sicher. Münzen ihrer Prägung gibt es bis 330, um dies Jahr muß sie also wohl gestorben sein.

Ihr Leib ruhte zuerst in der Apostelfirche zu Konstantinopel, später kamen ihre Reliquien nach Frankreich. Hochverehrt lebt sie in der Festfeier beider Kirchen, der römischen wie der griechischen.

St. Helena hat nicht nur das Kreuz des Herrn erhoben, sie hat als Christin auch die Forderungen der Kreuzesreligion treu befolgt, in wahrer Kreuzesliebe hat sie ihr Heil gesucht und gefunden. Auch da wirkt es dort mit Erfolg suchen und mit Frohlocken finden!

„Und schlaft ich längst schon unter Friedhofslinden,
Das sollst du stets bewahren im Gedächtnis,
Als meiner Liebe teuerstes Vermächtnis,
Es ist kein Heil als nur im Kreuz zu finden!“
(F. W. Weber.)

P. S. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(7. Fortsetzung.)

Die Segnungen der christlichen Gerechtigkeit.

Die Seele sehnt sich nach Reinheit, sie will Gott ähnlich werden, nicht in Stolz und Erhebung, wie Lucifer und seine Engel es wollten, sondern in demütigen Ringen, in gottgefälligen Streben nach sittlicher Vollkommenheit. „Seid vollkommen wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ (Mt. 5, 48), so ruft der Sohn Gottes allen Menschen zu. Nun wird aber kaum eine göttliche Vollkommenheit so oft in der hl. Schrift gefeiert wie die Gerechtigkeit. Wer deshalb der Gerechtigkeit mit Eifer nachstrebt, darf am ehesten hoffen, Gott, soweit es Menschen möglich ist, ähnlich zu werden. Welche Freude durchbebt das Herz eines Schülers, wenn er wahrnimmt, daß seine Arbeit der Arbeit des Meisters nahekommt! Wird er aber gerade in dem seinem Meister ähnlich, was diesen vor allen auszeichnet, dann darf er zuversichtlich hoffen, daß seine Lehrzeit gut angewandt war, daß er auch einmal als Meister gilt im Lande. Und der Christ, der seinem Worte treu nachkommt in Gerechtigkeit, der hat nicht nur das süße Bewußtsein, das Gebot seines Heilandes: „Seid vollkommen, wie auch euer himmlischer Vater vollkommen ist!“ erfüllt zu haben, er darf auch auf das ganz besondere Wohlgefallen Gottes

rechnen, die hl. Schrift ermuntert ihn selbst zu dieser Hoffnung:

„Herr, wer wird ruhm auf deinem heiligen Berge? (Das heißt: wer wird in der Nähe seines Gottes weilen dürfen, wer wird sich seines besonderen Wohlwollens erfreuen?)“ Der ohne Mafel einhergeht und Gerechtigkeit übt, der die Wahrheit spricht in seinem Herzen, der nicht Falschheit übt mit seiner Zunge, seinem Nächsten nichts Uebles tut und Schmähung wider seinen Nächsten nicht annimmt, in dessen Augen nichts gilt der Bösewicht, der aber in Ehren hält die, so den Herrn fürchten, der seinem Nächsten schwört und ihn nicht betrügt, der sein Geld nicht gibt auf Fächer und Geschenke nicht nimmt gegen Unschuldige, wer solches tut, der wanket nicht in Ewigkeit.“ (Ps. 14, 1—5). Wie zeichnet dieses hl. Lied so bestimmt den Gerechten! Wie singt es aber auch so herrlich von den Segnungen der Gerechtigkeit! Der Gerechte wohnt in der Nähe Gottes und sein Glück in Gott ist so beständig wie der ewige Gott selbst. Im Psalm 10, 8 heißt es: „Der Herr ist gerecht und liebt die Gerechtigkeit, auf Billigkeit schaut sein Angesicht!“ und bei Ezechiel (18, 9) sagt der Herr vom Gerechten einfach: „Er soll leben!“ Was bedeutet dies Lebensurteil des allmächtigen Gottes nicht alles!

Dies Lebensurteil des wahren Lebenspenders kann keine irdische und überirdische Macht in ein Todesurteil verwandeln! Dies Bewußtsein hält den Gerechten hoch in allen Lebenslagen! Ein neuer, unermesslicher und unzählbarer Segen der christlichen Gerechtigkeit! — Job hatte in seinem Reiztum die Gerechtigkeit nicht verlernt, er hatte ihre Gesetze auch im Ueberflusse geachtet, und als ihm der Herr trotzdem alles in schrecklicher Schnelligkeit nahm, wich er dann nicht ab vom Wege des Rechts. Deshalb war sein Herz aber auch bei allem irdischen Unglücke so ruhig, fest und stark, daß er selbst bei dem ungerechten Urteile kurzschichtiger Freunde, selbst beim Schelten eines unweisen Weibes seine wahrhaft in tiefer Seele stehende Heiterkeit nicht verlor. So wurde auch an ihm das Wort der Schrift wahr: „Wenn der Gerechte fällt, wird er nicht zerschellt werden, weil der Herr seine Hand unterlegt!“ (Ps. 36, 24). In welcher herrlicher Fülle erhielt er nicht hier auf Erden schon den Lohn seines gerechten, aufrichtigen Lebens! Am Schlusse seines Lebens mußte trotz des kurzen Unglücks auch er ausrufen: „Ich bin jung gewesen und alt geworden, aber den Gerechten habe ich nicht verlassen gesehen noch seine Nachkommen nach Brot gehen!“ (Ps. 36, 25). Es bleibt eben ewig wahr des Dichters Wort:

„In nur das Deine in Deinen Sachen,
Das andre wird sich von selber machen!“

Wie aufricht geht der Gerechte, der Mann, der vor dem Kriege jedem in ehrlicher Arbeit und redlichem Ringen das Seine gab, jetzt in Kampf und Streit! Er weiß, daß bei ihm alles in Ordnung ist, er weiß auch, daß der Herr ist bei dem Geschickte der Gerechten! (Ps. 13, 6.) Und deshalb beengen ihn weder Gewissensbisse noch bange Zukunftsorgen. Festen Schrittes und starken Herzens geht er auf den Ruf seines Kaisers in die Schlacht. Schon der Gedanke, daß selbst der Tod ihm in Wahrheit nichts nehmen, sondern nur Ewiges geben kann, macht ihn zu einem echten Helden; und dieser Gedanke ist der Lohn eines echt christlichen, gerechten Lebens!

Doch der Gerechte bleibt nicht nur in allen Lebenslagen aufricht und stark, er fühlt sich nicht nur voll demütiger Zuvorsicht vor seinem Gotte, er steht auch in Achtung vor allem Volke — „ihn liebt ein jeder!“ — „Das Reich Gottes ist nicht Speise und Trank, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Denn wer in diesen Dingen Christus dient, ist Gott wohlgefällig und den Menschen angenehm!“ (Röm. 14, 17—18). Das weiß übrigens jeder aus Erfahrung. Das liegt in der Menschennatur begründet, daß wir den achten, der in unladbarer Gerechtigkeit jedem das Seine gibt, und zwar so tief begründet, daß selbst der Ungerechte den Gerechten achten muß!

Im Psalm 84 steht das Wort: „Frieden und Gerechtigkeit hüten sich.“ Mit diesem Worte soll heiliger Poesie auch der Segen ausge-

brückt, den die Gerechtigkeit dem öffentlichen Leben spendet, obwohl mit der nötigen Einschränkung dies Wort auch auf das Einzelleben angewandt werden kann. In dem Staate, wo die Gerechtigkeit das Szepter schwingt, muß der Frieden ebenfalls herrschen. Und zwischen Staaten, in denen die Gerechtigkeit diesen ersten Herrn herrschen, kann kein Streit sein. Insofern heißt's in der hl. Schrift: „Die Gerechtigkeit erhebt ein Volk!“ (Spr. 14, 34.) Sie gibt allein einen Frieden, der stärker ist als alle Waffen. Darum sollten wir, wenn wir um Frieden bitten, nicht nur unsern Waffen den Sieg ersuchen, wir sollten auch den Himmel beschämen, daß er den Fürsten und Wälfen die Kraft und Einsicht gäbe, die Wege der Gerechtigkeit wandeln zu können — dann hätten wir einen wahrhaften, dauernden Frieden!

Ja, wenn in den einzelnen Ländern das ganze öffentliche Leben wieder nach den Normen der Gerechtigkeit verlief: wenigstens 99 Prozent aller Unzufriedenheit schwinden, und das eine Hände allein und machtlos da!

Wie ein gewaltiger Ruf dürfte es durch die Lande klingen:

Freuet euch im Herrn und frohlocket, ihr Gerechten, und jauchzet alle, die ihr aufrichtigen Herzens seid! (Psalm 31, 11.)

Maria Himmelfahrt

(15. August.)

Die Geheimnisse und Begebnisse der heiligen Geschichte stehen miteinander in wunderbarem Zusammenhang. Eines geht aus dem andern hervor und bleibt mit ihm doch innigst verbunden, so das Fest Maria Himmelfahrt mit dem Feste der Menschwerdung des Herrn. Wie die seltsame Jungfrau einst Jesum auf Erden empfangen, so empfing er sie jetzt im Himmel; wie sie ihm einstens das sterbliche Leben gegeben, so gab er ihr jetzt unsterbliche Verklärung; wie sie ihm hienieden gebiert als liebende Mutter, so erhöhte er sie nun als Königin und Gebieterin über alle Chöre der Engel, über alle Geister, die im Himmel sind. Der heutige Tag ist für Maria ein Tag des Sieges und des Triumphes, der Schluf und die Vollendung ihres irdischen, der Anfang und Eingang ihres himmlischen Lebens; es ist ihr Krönungstag als Himmelskönigin.

Nach dem Tode des Erlösers weilt Maria als liebende Mutter unter den Aposteln und Jüngern zu Jerusalem; sie war mit ihnen, als die Kunde von seiner Auferstehung zur beseligenden Gewißheit ward, und sie nach seiner Himmelfahrt in gemeinsamem Gebete versammelt blieben und der Ankunft des verheißenen Trösters, der Ausgießung der Kraft von oben, warteten. Mit welcher inniger Verehrung und Liebe werden sie Maria als ihre Mutter umfassen haben? Sie war ihnen ja nun alles geworden: aus ihren Lippen strahlte ihnen das Antlitz des Erhöhten entgegen, aus ihrer engelgleichen Sanftmut und Milde wehte sie der himmlische Hauch seiner Liebe an.

Erst nachdem die Apostel in alle Welt hinausgegangen waren, um den Völkern den Himmelssegn des Evangeliums zu bringen, nahm Johannes Maria ganz zu sich in sein Haus und machte vollen Gebrauch von dem schönen Kindesrechte, das ihm der Hestand am Kreuze gegeben. Sie lebte bei dem Jünger, teilte mit ihm ihre Sehnsucht und ihren Schmerz; er war das einzige Band, mit dem sie noch an der Erde hing, der einzige lichte Punkt, bei dem sie noch mit Liebe weilt. Ihre Lebensstage waren eine lange Reihe von schweren Prüfungen, eine ununterbrochene Kette schmerzlicher Gefühle und weher Seelenstimmungen. Welch unaussprechliche Wehmut mußte ihr Herz durchdringen, wenn sie die Orte besuchte, wo ihr göttlicher Sohn geboren und erzogen ward. Welche Schauer mußten sie durchrieseln, wenn sie hinaufstieg auf den Kalvarienberg, wo er in Todeschmerz verblutete. Welche Sehnsucht mußte sie erfassen, wenn sie oben am Ölberg stand, wo er zu seinem Vater hinaufzuehr; wie blühte sie da wohl zum Himmel hinauf, mit einer Rührung, die wortlos, nur durch stille Tränen spricht und schweigend das

Haupt beugt zu heiliger Ergebung in den Willen des Herrn.

Ihr Herz und ihre Seele waren dort oben, und doch mußte sie noch hienieden bleiben und die Last des Erdenlebens tragen noch viele Jahre lang; sie schmachtete nach der Stunde der Erlösung, nach dem seligen Augenblick des Wiedersehens. Endlich nahte ihr der Engel mit der Botschaft, daß ihr Gebet erhört und ihr Leiden vollendet sei; er reichte ihr den Palmenzweig des Sieges. Sie entschlief sanft und mild, wie eine Wunderblume im stillen Tale verduftet und verblüht.

Auf dem Thron der Herrlichkeit, umgeben von den glänzenden Scharen der seligen Geister, lebt und herrscht Maria nun in der Glorie des Himmels bei dem ewigen Vater und dem menschgewordenen Sohn; entrückt den Mühen und Kämpfen des Lebens, hört sie die Seufzer, die von der Erde hinaufsteigen, sie hört unsere Klagen und Bitten jetzt in der Not des Krieges. Laßt nicht nach, ihr Christen, in der Bitte zur Himmelsmutter, damit sie ihr Flehen mit dem euren vereine und von ihrem Sohne und Herrn den Frieden ersehe für die leidende Welt! Du Königin des Friedens, bitte für uns!

Eine Tochter des Sozialistenführers Jaurès im Kloster

Welche Wege die Gnade Gottes geht, ersehen wir aus folgenden Tatsachen: Der französische Sozialistenführer Jaurès fiel, wie bekannt, am Sonnabend, den 1. August, in Paris unter der Kugel eines Nationalisten, während er in einem Kaffee mit dem deutschen Sozialdemokraten Weill plauderte. Jaurès war das Haupt des internationalen Sozialismus; noch am Vorabend seines gewaltsamen Todes hatte er an die sozialdemokratischen Parteien aller europäischen Länder ein Telegramm gesandt mit der Parole, mit allen Kräften gegen den Krieg zu arbeiten. Zu Pfingsten vorigen Jahres war er in Basel in der Schweiz auf der internationalen sozialistischen Zusammenkunft mit den Führern der deutschen Sozialdemokratie, besonders dem in der Vogesen Schlacht gefallenen Führer Dr. Ludwig Frank, in ähnlicher Richtung tätig. Das Begräbnis des Sozialistenführers war ein Ereignis für Paris; der Ministerpräsident Viviani selbst hielt die Trauerrede am Grabe, derselbe Mann, der als führender Kulturkämpfer in der französischen Kammer vor Jahren als Minister sich rühmte, „dem Volke die Sterne und Lichter des Himmels ausgelöscht zu haben“. Bei dieser Gelegenheit erinnerte die Florenzer „Unita Cattolica“ (Nr. 211) daran, daß Jaurès Tochter ins Kloster eingetreten ist. Jaurès — heißt es dort — war ein Antiklerikaler und Sozialist vom reinsten Wasser; Hunderte und Tausende von Ordensleuten mußten, hauptsächlich durch seine Mitwirkung, den Weg ins Exil geben und Frankreich verlassen. Nun wird auch seine Tochter, Germana mit Namen, Frankreich verlassen müssen, weil sie — Ordensfrau geworden ist. Wie kam das denn, daß die Tochter dieses Antiklerikalen den Weg zum Kloster fand? Sie selbst erzählte es ihrem Vater in folgender Weise: „Drei Jahre sind es her, als ich mit meiner Freundin eine Reise über Land machte. Wir gelangten auf einen einsamen Feldweg und trafen dort ein Feldkreuz, auf dem das Bild des Gekreuzigten fehlte; es lag auf der Erde in Stücke zerschlagen. Ich fühlte, daß wir es hier mit einem Sakrileg zu tun hatten. Meine Freundin setzte sich mir gegenüber auf einen Stein nieder, während ich mit vieler Mühe die Stücke des profanierten Kreuzbildes sammelte. Meine Freundin Verbolet richtete an mich einige unpassende Worte, die damit endigten, daß sie mit ihrer Hand die von mir zusammengestellten Stücke des Kreuzbildes wieder zerstreute. Ich hatte zwar nicht den Mut, ein einziges Wort des Protestes dazu zu sagen, aber, lieber Vater, dieses profanierte, zerstückelte Kreuzesbildnis blieb mir ein helles Licht in der Seele.“

Jaurès schwieg zu dieser Erzählung, während seine Tochter Germana fortfuhr: „Das Andenken an dieses geschändete Christusbild hat mich immerfort in meinen Gedanken begleitet.

Ich habe Gott gebeten, er möge mir Leiden zuschicken irgendwelcher Art, damit auch in mir irgend ein Strahl von Licht und Glauben entstehe, damit du ihn selbst erkennst und liebst, so wie ich ihn jetzt liebe.“

Schweigend ließ Jaurès sein Kind gehen. Sein Herz schien kalt geblieben zu sein.

Und nun, welche eine Szene auf dem Pariser Friedhof! Im Augenblick, wo der Weltkrieg begann, unter den Augen Gottes und der Menschen, im Angesicht von ganz Paris, wirft sich die Tochter des Sozialistenführers, bekleidet mit dem Habit der vertriebenen Klosterfrauen, am Sarge ihres Vaters nieder und betet!

Das Elfein

Von Hanns Giesbert.

Die Elfen hatten bis in die Nacht hinein ihr Fest gefeiert und waren dann unter den dichten Baumriesen zur Ruhe gegangen.

Nur Piliß, Astrid und Allitha wachten noch und trieben auf der Samtwiese am Waldbach ihr Wesen. Sie tanzten in den Mondesstrahlen und singen sie, um sich leuchtende Kränze davon aufs Haupt zu legen. Sie schlüßten den Tau von den Grasblättern und sangen garte Weisen, um den Schlummer der Vögel nicht zu stören und lachten und scherzten, wenn ein vorwitzig Rehlein sein helles Köpfchen mit den klugen Augen durch das dicke Laub streckte, sie zu beobachten.

Die Sternlein erblindeten; der Samtmantel des Himmels wandelte sich vom tiefsten Schwarzblau zu einem lichten, gräulichen Mauer; über den Spitzen der mächtigen Tannen wallte es wie parte Rosenkriege, und ein Schein von diesem rosigen Ton verbreitete sich über das ganze Firmament und durchleuchtete es mit einem sanften Glühen.

Wie gebannt schauten die Elfen in diese Schönheit, die nicht für ihre Augen gemacht war und konnten sich nicht satt dran sehen.

Da kam ein mächtiger Vogel hoch über den Wipfeln der Bäume geflogen; er sah aus wie eine Taube, nur viel, viel größer, und trug ein einziges glühendes Auge, das weithin das Dämmergrau durchleuchtete. Und wieder ein solcher Vogel, und wieder einer. Ein ganzes Heer von Riesenvögeln an Form und Gestalt verschieden, aber einig in der Richtung, die sie anstrebten, durchschwärmte und durchfuhrte die Luft.

Einer kam, der Schöner einer, halb Fisch und halb Vogel, über den Köpfen der erschrockenen Elfen dahin. Stolz und sicher zog er seine Bahn. Sie verfolgten ihn mit den Blicken und freuten sich seines leuchtenden Auges, das strahlender und glänzender schien, als das der anderen.

Und dann... ein scharfer Ton, ein Knall... Entsetzt saßen die Elfen einander an den Händen, weil das mächtige Ungeheuer mit Krachen abwärts auf sie herniederstürzen schien. Furchsam wichen sie zur Seite und sahen nur eben noch, daß sich ein Teil von dem Großen abgelöst hatte. Und schon schlug das Kleinere mitten in ihren Kreis. Elfenhände fingen einen armen bewußtlosen Gefallen auf und milderten seinen schlimmen Fall. Sie trugen ihn auf die Samtwiese und betheten das bleiche, müde Haupt auf weidern Moose. Sie achteten nicht des Schrens und Volterns, womit das Flugzeug herniederstürzte. Alles Interesse der Elfenkinder galt dem blassen Manne mit den geschlossenen Augen, der still und bewegungslos im Grase lag. Ob das wohl ein Mensch sein konnte? Aber Menschen können doch nicht fliegen... Und dann erzählte die alte Elfenfrau, die Menschen seien falsch und böse, und dieser hier sah gar nicht schlimm aus, nur so traurig, so traurig...

Astrid und Piliß und Allitha umschmeichelten das bleiche Menschlein und streichelten die geschlossenen Augenlider, die hagere Wange. Und sie tanzten einen Reigen um ihn und riefen ihn mit neckischen Namen. Aber die tiefe Ohnmacht wollte nicht weichen; die übermühten Riesen schliefen in ihr Walddunkel zurück, um unter Blättern und Rosen ihr Lager aufzusuchen.

Nur Astrid war gebannt von dem schönen traurigen Antlitz dessen, der den Ihren so ähnlich war und doch so anders; sie sah die schwarzen Wimpern, die sich in düsterem Halbkreis von der fahlen Wange hoben, fühlte die lebensvolle Wärme des jungen Körpers. Der blass Mund lockte sie und sie vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen, ihre Lippen auf ihn zu pressen.

Er schlug die Augen auf, dunkle, traurige Augen, und sah im Frühaufgange ein holdes Angesicht sich über ihm neigen, dessen Lippen noch den seinen küßten. Sein Arm schlang sich um Astrids jungen Körper, sein Mund suchte den ihren...

Dann schlossen sich die dunkeln Augen wieder mit einem weichen Seufzer. Der Geist des Verunglückten sank wieder in tiefe Nacht.

Das Elfen aber blieb bange und durchzittert. Ihm war, als ob sein Sein und Wesen ausgelöscht sei, seitdem Menschenlippen es geküßt hatten, als ob ein Teil seines Wesens — denn es hatte doch kein Herz! — bei dem bleichen Wesen zurückbliebe, als die Sonne emporstieg und es unaussprechlich in den Schatten und in das Dunkel verbannte.

Als kaum am nächsten Abend die Sonne verschwunden, suchte Astrid vergeblich nach dem gestörten Mägdgen. Nirgendwo war er oder sein Flugzeug zu finden und ihr war doch, als müsse sie suchen und rufen ohne Unterlaß, ihn, nach dem sie nicht aufhören konnte, sich zu sehnen.

Sie suchte sich Rat bei der alten Waldfrau, die in der Degenbucht wohnte. Die alte Petria mit dem zahlosen Mund lachte in sich hinein und wand ihre heusarbenen Greisehaare zu langen dünnen Zöpfchen, als sie Astrids Rat vernahm: „Töricht Elfen, du willst uns verlassen? Keiner hat es so gut, als wir, in unserem kühlen Reich. Nicht Leid, nicht Not, nicht Sorge kennst du.“

„Aber ich kenne die Sehnsucht, Petria; die Sehnsucht, die mich erfasst, seit er mich geküßt.“

„Er hat dich geküßt? Ein Mensch hat dich geküßt?“ Die alte Waldfrau rang die dünnen Hände, die wie Baumzweige anzusehen waren. „Wehe dir, Astrid! Dann ist es um dich geschehen. Du kannst nicht mehr werden, was du warst, aber auch nicht, was du willst. Ein Elfen kann sich nicht in einen Menschen verwandeln.“

„Warum kann ich nicht, Petria? Die Raupe, die noch gestern hier lag, konnte heute zum Schmetterling werden, warum kannst du mich nicht in einen Menschen verwandeln?“

„Weil du keine Seele hast. Weil du nicht mit ihnen Schmerz und Not und Liebe und Trauer empfinden kannst. Sei zufrieden, Rixlein, daß du keine Seele hast.“

„Ich aber will eine Seele haben. Ich will mit ihm Leid und Schmerz empfinden, ich will ihn lieben; ich liebe ihn!“

Traurig sah die Waldfrau vor sich nieder und Tränen hingen wie Eiszapfen an ihren heusarbenen Augenlidern. „Verlange es nicht, Rixlein; es könnte dir gewährt werden. Und du müßtest sterben, Astrid, wie Menschen sterben müssen.“

„Ich will nicht immer leben, ich will nicht alt und häßlich werden! Ich will sterben, so lange ich schön und jung bin. Du kannst so viel, Petria... Du konntest die Wunderblume aus dem Sumpf zaubern; du konntest die häßliche Raupe in einen wunderherrlichen Schmetterling verwandeln. Gib mir eine Seele, daß ich zum Menschen werde.“

„Und wenn ich deinen Wunsch erfülle, du wirst es mir nicht danken. Ich will dir zeigen, was es heißt, Mensch zu sein. Sei ein Schmetterling, Elfen, und fliege davon, sobald die Sonne erwacht. Und wenn die Schatten der Nacht naht, kehre zurück und sage mir, was du gesehen.“

Es war ein wunderschöner Sternensalter, der vom Walde her über Bäume und Sträucher zu Tale flog und auf holden Blumen rastete. Ueber die große Mauer, die den Fluren zunächst lag, flog er in einen blühenden Garten, in dem viele Menschen lustwandeln; es war ein Paradiesgarten.

Der Falter war Astrid, und in ihr war eine Lust und Freude sondergleichen. „Wie schön ist die Sonne; ich will nicht im Schatten verkommen! Ach! leben und genießen!“

Im Garten stand ein langgestrecktes Gebäude mit vielen Fenstern. Die Sonne schien warm; die Fenster waren geöffnet. Der Schmetterling schwebte näher und näher und schaute in einen großen Saal. Es glänzte etwas auf, wie der Tau des Morgens in den Blütenkelchen; den Falter lockte es, davon zu kosten, nach soviel Hitze und Sonnenbrand.

Aber der Tanzboden hatte einen salzigen Geschmack; als Astrid davon genossen hatte, wußte sie, daß es eine Menschenträne war, geweint in Schmerz und bitterer Drogenot; ein Gefühl, das sie noch nicht gekannt hatte, durchschauerte sie, das Mitleid. Es war, als ob sie ein Herz habe, und als ob dies Herz von hundert Messern durchschnitten würde. Alles in ihr schlug demjenigen entgegen, der in Leid und Not diese bittere Träne geweint habe.

Sie sah ein Blumenblatt, leuchtend wie Scharlach. Sie flog darauf zu und freute sich, daran zu tasten und holden Duft einzusaugen. Und zog erschreckt die Flügel zurück. Wie Feuer brannte das Blumenblatt, das die Wange eines Fieberkranken war. Ein Glutstrom zog durch den Leib des Falters und teilte Astrid mit von den zuckenden Schmerzen, die unter Fieberwellen durch den Leib des Kranken zogen.

Ein Stern glänzte dunkel und doch licht und zog des Schmetterlings Aufmerksamkeit auf sich; er wollte zum Sterne hinaufsteigen; aber da fesselten sich Schleiern hernieder und verhallten ihn. Und die Schleiern hoben sich wieder. Da sah Astrid, daß es das Licht in einem Menschenauge gewesen, das in

Liebe und Sorge ein anderes geküßt hatte, die selbstlose Liebe, die nichts für sich begehrt...

In ihr wachte ein Verstehen und Mitempfinden empor, das ihr alles ringsum verständlich machte. Sie sah vermagerte Hände aufranken Herzen liegen, sah bleiche Lippen in Schmerz und Not zittern, sah Mutter Sorge und Gattenliebe, fromme Anbeter und unermüdete Güte, sah Kummer und Versehen, sah Mitleid und Genußgenuß.

Sie sah die Liebe, die Liebe.

Und sie sah den jungen Gefellen, dessen Flugzeug von feindlichen Kugeln heruntergeschossen worden war, dessen Kopf ihre Seele geweckt hatte, sah ihn matt und elend auf seinem Schmerzenslager ruhen. Sie beneidete die stille Schwester, die ihn säugen und pflegen, die ihm den lindernden Trank reichen durfte. Und sie hörte die Frage, die er an die Schwester richtete. Nicht seinem Besinden galt sie, nein, dem Vaterlande.

Dem Vaterlande... Die Menschenträne hatte sie das Verstehen gelehrt. Es schiete in ihr. Ein Herz, eine Seele, ein Vaterland haben, dulden und leiden wie er, lieben wie er...

Heimwärts flog der Sternensalter. Heim über Wiesen und Felder, auf denen Frauen Männerarbeit taten, in Bauernhäuser und gefüllte Kirchen, in enge Stuben und blühende Sommerländen. Sie verstand Menschenleid und Menschenkraft, verstand Menschenwürde. Und sie wollte sein wie sie, wollte Menschenleid, Schmerz und Freude, wollte das Leben kennen lernen.

Sie achtete nicht des neckischen Spiels, das im Tanzengrund die Elfen mit dem Sonnengold und den im Buschwerk verfangenen Nebelschleiern trieben. Sie sah nicht den Reigen, den sie auf dem Tanzplatz sahen.

Sie strebte zu der Alten unter der Degenbucht und warf sich vor ihr auf die Knie: „Gib mich frei, Waldfrau, gib mich frei! Ich will Mensch sein, heißt leiden. Aber ich will Mensch sein, will einen Gott, ein Vaterland, eine Seele, der ich untertan sein, für die ich leiden und dulden, für die ich mich opfern darf. Und ich habe den gefunden, nach dem meine Sehnsucht ginst.“

Da schüttelte die Waldfrau das Haupt. „Töricht Elfen! Ich kann dich nicht mehr halten. Deine Seele hat dich mir entzogen. Gehe hin! Aber wisse, Menschenlos und Ewigglück ist zerbrochene Ware und währt nur eine kurze Spanne.“

Da flog der Sternensalter empor. „Ich will, Waldfrau, hienieden. Aber die Seele hat ihre Heimat, deren Seligkeit währt ewig!“

Es steht die Schlacht

Es steht die Schlacht. Im heißen Wärringen
Brüllt Eisen wider Eisen, Stahl auf Stahl.
Mit jedem Tage wächst der Opfer Zahl
Und die Entscheidung will uns keiner bringen.

Rast nicht ins Herz die bangen Zweifel dringen!
Wirgt hinter Wollen sich der Sonne Strahl,
Den Deutschen leuchtet hell das Ideal:
„Was ich mit Gott begonnen, muß gelingen!“

So laßt höher denn die Herzen schlagen
Und seid der Tapfern wert, die fern im Feld
Fürs teure Vaterland ihr Leben wagen!

Gedenkt des Worts, wenn Jagen euch besält:
„Ach Rom ward nicht erbaut in zweien Tagen!“
Gott ist mit uns und alles wohlbestellt!

L. v. Deemstede.

Jeder ein Held

In der Ansprache, worin neulich unser Kaiser seinen und des Vaterlandes Dank unseren Heeren im Osten bekundet hat, stehen die aus der Seele des gesamten deutschen Volkes gesprochenen Worte: „Bei uns zu Hause spricht man mit Recht, daß jeder im Osten kämpfende Mann ein Held sei.“

Jeder ein Held. Auch allgemein, auf jeglichen Kämpfer in der ganzen deutschen Wehrmacht zu Lande und zu Wasser ausgedehnt, gilt dies schöne Kaiserwort. In gedrängtester Kürze spricht es aus, worauf unsere Unsterblichkeit, unsere Sieghaftigkeit beruht. Die Weisheit jedes einzelnen unserer Krieger gibt die Bürgschaft unserer Ueberlegenheit. Weil jeder ein Held ist; darum müssen wir siegen. Dauert es noch länger, sagt unser Kaiser, so sind doch unsere Nerven stärker als die unserer Feinde. Auf unserer Seite ist die Ausdauer. Gerade diese Eigenschaft hat in seiner Dankesansprache unser Kaiser unter-

strichen: die Ausdauer gegenüber der russischen Uebermacht.

Die Uebermacht der bloßen Zahl gewährt kein Uebergewicht, wenn in die andere Waagschale die innere Tüchtigkeit des einzelnen, die geistige und sittliche Gediegenheit, fällt. Sie gibt zuletzt den Ausschlag. Nicht die Masse allein, so riesenhaft sie auch sein mag, so überwältigend sie auch scheint, schafft den Sieg, sondern der heldenhafte Geist mit den stärkeren Nerven, mit der Ausdauer, die, wie unser Kaiser betont, dem Feinde keine Ruhe läßt, die, wenn sie auch einen Augenblick zurückweicht, doch immer wieder vorwärtsdrängt. Die Bundesgenossen des Jaren, die Engländer und die Franzosen, hatten ihr Hoffen vornehmlich auf die gewaltige Uebermacht der moskowitzischen Millionenheere gestellt. Sie hatten gewähnt, die russische Dampfwalze müsse alles, was ihr in den Weg komme, zermalmen. Aber sie haben ein Wesentliches dabei nicht berücksichtigt: je größer die Massen sind, eines um so festeren inneren Mittes bedarf es, der sie zusammenhält, der sie zu einheitlicher bezwingender Kampfeswucht zusammenfaßt, zumal dann, wenn sich der Feldzug in die Länge zieht, wenn Anstrengungen und Entbehrungen eintreten, die an jedes einzelnen Widerstandskraft die allerhöchsten Anforderungen stellen, wenn die Verpflegung zu stocken beginnt, wenn Mißerfolge den ursprünglichen Kampfesmut zerlegen.

Jeder ein Held. Das Heldentum jedes einzelnen bleibt eine bessere Gewähr als die Ueberzahl der Massen. Die mögen ja allenfalls anfangs einen starken Druck ausüben, der zunächst den an Zahl allzu schwachen Gegner zum Zurückgehen zwingt. Aber die Massen behalten nicht die nachhaltigere Kraft, sobald dagegen der zähe, ausdauernde Widerstand, den jeder einzelne verkörpert, eingesetzt wird. Das Wesen des siegenden Heldentums wohnt nicht in der Masse, sondern in der ausharrenden, nicht zu ermüdenden und lähmenden Tapferkeit, zu der gründliche, gewissenhafte Ausbildung erzogen haben, die aber außerdem noch durch das sittliche, zielstrebige Bewußtsein jedes ihrer Träger erfüllt wird. Dieses Bewußtsein verbindet mit der eisernenucht und der unbedingten Pflicht als Ergebnisse der militärischen Erziehung die nimmer verzagende treue Zuversicht zur guten gerechten Vaterlandsache und die innere Siegesgewißheit jedes Kämpfers.

Ein russischer Soldat schrieb kürz vor seinem Tode in Ostpreußen den Seinen zu Hause: „Ich bin sehr unger in den Krieg gegangen.“ Dies Bekenntnis, das verallgemeinert werden darf, verdient Beachtung. Es bedeutet das Gegenteil der begeisterten Stimmung, die unsere Krieger befeelt. Jeder deutsche Kämpfer erfüllt gern, freudig und aus sittlicher Ueberzeugung seine Kriegspflicht. Auch deshalb ist jeder ein Held. Denn zum Heldentum gehört das Freiwillige. Drückberger, Deeresflüchtige, Gefellen, die sich fangen lassen, um dadurch ihr teures Leben in Sicherheit zu bringen, finden sich in unseren Heeren nicht. Millionen Kriegsfreiwilliger aus allen Volksklassen haben sich bei uns zur harten Kriegsarbeit gedrängt und es als höchste Enttäuschung empfunden, zurückgewiesen zu werden. Nicht Entsagung, Verderben und Tod steht ihnen vor den leuchtenden Augen, sondern Ehre und Ruhm vor den Feinden. Der Wille für das Vaterland ist ihrer Begeisterung unbrechbare Kraft. Die lebt nicht in den russischen Massen. Ungleich mehr als mit dem erzwungenen Gehorsam, der dort überwiegt, leistet der Gehorsam aus der Einsicht in seine sittliche Notwendigkeit. Das ist der eigentlich heldenhafte Gehorsam. Der Gehorsam in des Jaren Armeen tut, was ihm eingeklinket worden ist. Beim Heldengehorsam aber, der ohne sittlichen Untergrund unbefähigt ist, ist es der freie Wille, der die Kräfte auf das äußerste spannt, der zielbewusst seine Pflicht tut, der den Tod verachten läßt; in es der Geist, der von seiner guten Sache durchdrungen ist und in jedem einzelnen wirkt. Unser Kaiser drückt das so aus: der Himmel ist auf unserer Seite; denn wir kämpfen „für die Freiheit, für Existenzberechtigung einer Nation und einen zukünftigen langen Frieden.“

Jeder ein Held. Dies Zeugnis unseres Kaisers — und wer könnte es haben und dräben unseren Kriegern verweigern — ist unseres Sieges Unterpfand.